34 1899

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Waldgeheimnis.

Eine Dorfgeschichte von Arthur Eugen Simson.

(Fortsetzung.)

Ungläubig nahm der Winterbauer das Schreiben vom Tisch auf und las es flüchtig durch. — Seph wollte wirklich gerichtlich klagbar gegen seinen Vater werden, wenn dieser sein angebliches Versprechen nicht sofort in Erfüllung bringe.

Schweigend legte der Winterbauer das Schreiben wieder auf den Tisch. „Hört, Nachbar," sagte er endlich, „ich will nicht alles glauben, was die Leut' von Eurem Sohn erzählen, das aber ist der schlechteste Streich, den er in seinem Leben begangen. Und wenn's nur ein Schreckschuß war, so wär's niederträchtig genug, ich kann mir nicht helfen, ich muß es frei heraussagen."

„Ein Schreckschuß? Nachbar Winter, da kennt Ihr den Seph schlecht." Der alte Weigel sprach's mit zitternder Stimme, während er verstohlen eine Thräne vom Auge wischte. „Ich danke jetzt Gott, daß er Euer Dienel nicht bekommen hat. Es klingt net schön, was ich sag', aber es ist die Wahrheit. Ich werde mich freilich vor'm Amte auf Euch berufen müssen. Euer Zeugnis macht den ganzen Anschlag zu nichte. Der Seph soll sehen, daß sein Vater es müde ist, sich von dem ungeratenen Buben maltraitieren zu lassen."

„Beruft Euch nur auf mein Zeugnis, ich kann ja alles beschwören."

Das Schreiben des Advokaten war, nebenbeibemerkt, in einem Tone abgefaßt, welcher bewies, daß der Herr Rechtsgelehrte wohl eine Hochschule, aber nicht die Schule der Höflichkeit besucht hatte. — Noch an demselben Tage ward ihm gebührend geantwortet und ihm kurz angezeigt, daß der Weigelbauer seinem Sohne das Gut keineswegs übergebe und mit vollkommenster Seelenruhe alle weiteren Schritte mit erwarte. Weigel lasse sich von seinem heimlich vom Gute entwichenen Sohne durchaus nicht ins Bockshorn jagen und werde demselben zeigen, daß er von dem Vater selbst mit Hilfe eines Advokaten nichts zu erzwingen vermöge.

Der alte Weigel war einmal „rackrig" geworden, wie er sich ausdrückte, und da ihm übrigens das Recht zur Seite stand, gab er seinen festen Entschluß kund, dem ungeratenen Sohne endlich einmal zu zeigen, „was eine Harke sei." Treibe dieser es aufs äußerste, so werde er ihn aufs Pflichtteil setzen und mit dem übrigen Vermögen arme Verwandte bedenken.

Man glaubte noch immer, daß es der Seph bei dem Schreckschuß bewenden lassen werde; aber der alte Weigel kannte seinen Sohn besser; der Advokat ging mit der Klage gegen seinen Vater vor.

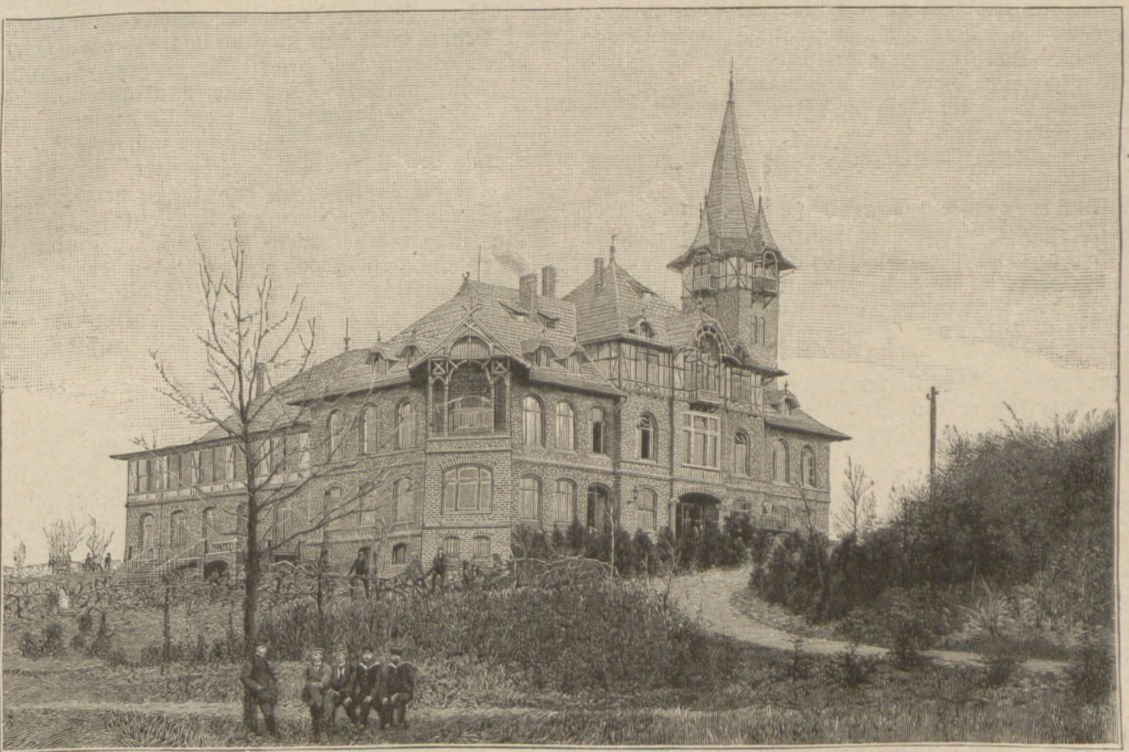
Der Sprenkelseph hatte in der Stadt auf längere Zeit eine Wohnung gemietet, denn sein Advokat hatte ihm bemerklich gemacht, daß der Prozeß voraussichtlich sich in die Länge ziehen werde, wenn er ihn auch schließlich gewinnen müsse . . . „müsse", dies betonte der Rechtsgelehrte mit der Versicherung, daß, wenn er einmal eine Sache übernehme, er sie durchfechte, das wisse man schon bei den Gerichten. —

Seit Beginn des Prozesses gegen seinen Vater führte der Seph ein wüstes Leben. Die Verachtung, die ihm von allen Seiten begegnete, hätte ihn auf sich selbst aufmerksam machen sollen; indes war sie für ihn nur die Veranlassung, ihr mit brutalem Trotze zu begegnen. — Der Geistliche des Ortes, der ihn getauft und konfirmiert, richtete ein väterliches Schreiben an ihn, in welchem er ihn ermahnte, alle weiteren Kränkungen gegen seinen Vater zu unterlassen. Mit rührenden Worten beschwor er ihn, reuig als der verlorene Sohn an die Brust seines Vaters zurückzukehren; er, der Geistliche selbst, wolle gern ein gutes Wort bei seinem Vater für ihn einlegen.

Seph jedoch kam nicht.

Bald aber munkelte man, daß er öfters in der Umgegend in Verkleidung gesehen werde, allein oder in Begleitung von verdächtigem Gesindel, fahrenden Leuten, denen sonst der ehrliche Mann gern aus dem Wege geht.

„Winterbauer," warnte der Großknecht, „seid auf Eurer Hut!"



Das Erholungsheim der kaiserlichen Werft in Kiel. (Mit Text.)

7. Ein neues Abenteuer und ein alter Brief.

Mit dem Winterbauer war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der sonst so stramme, rüstige Mann ging etwas gebückt und ein eigentümlicher, fast schwermütiger Zug verlieh seinem Antlitz jenes Gepräge, welches auf Seelenleiden schließen läßt.

In der That nagte der Kummer an ihm. Er schauderte vor dem Gedanken, wie nahe er daran gewesen war, sein schuldloses Kind einem Satan wie Seph zu überliefern. Die bittersten Vorwürfe richtete er gegen sich wegen des Hochmuts, der einzig und allein die Ursache gewesen, daß er sein Kind unglücklich gemacht.

Könnten wir ihn belauschen, wie er dort über seine Wiesen nach dem Walde zu geht und vor sich hin spricht, wir würden ungefähr folgendes vernehmen:

„Wo der Hochmut einzieht, da hat der Teufel sein Spiel gewonnen, und mit dem Frieden im Innern ist's Feierabend. Aus Hochmut habe ich mein Kind verkauft, mein einziges Kind, das noch kein Wässerle getrübt. Und an wen hab' ich's verkauft? Gott erbarm's! An den schlechtesten Lotterbuben im ganzen Lande, der nun gar mit seinem eigenen Vater prozessiert und Zigeunerwege geht."

Folgen wir dem gequälten Manne in den Wald. Wohin lenkt er den Schritt? Wir kennen das Plätzchen bereits. Hier ist die kunstlose Bank, auf der das Dienel und der Steigerhold gesessen. Dort ragt des Porphyrriesen Haupt über das Ufer empor. Die Weidenzweige mit gold- und silberhaarigen Kätzchen schwanken im Luftzuge. Die Blattknospen der Erlen sind gesprungen und zeigen ihr erstes Grün. Des Frühlings Oberonshorn durchklingt den Wald und unten am Fuße des Steingiganten singen und plätschern und tanzen die Wellen mit weißflockigem Haar.

Draußen auf der Flur vergoldet noch die langsam zur Rüste gehende Sonne das junge Laub der Bäume und die Spitzen der Gräser. Hier am Flusse herrscht bereits Dämmerung und melancholisch kommt von der fernen Kirche her das Abendgeläut. Wie Bienen summten die einzelnen Schläge durch die Waldeinsamkeit, und die Felsenwände der Steinbrüche gaben das Geläut im Widerhall doppelt und dreifach zurück.

„Als mein Dienel Hochzig machet," seufzte der Winterbauer, „da läuteten sie auch, aber zweimal, erst zur Kirche und dann zu dem Feuer . . ."

„Ja, damals hätten sie bald dreimal geläutet, 's drittemal zur Leiche," ließ sich plötzlich eine Stimme neben dem Bauer vernehmen.

Dieser sprang erschrocken auf. Der alte Steigerhold stand vor ihm. Auf dem Heimwege begriffen, hatte er seine Schritte wie öfters nach der Bank neben dem Porphyrblock gelenkt und die Worte des Bauers vernommen.

„Ihr seid's, Steigerhold."

„Wie Ihr seht, bin ich's. Aber bleibet nur sitzen, „'s ist just das rechte Fleckel für Euch. Seid wohl lange nicht hierher gekommen? Glaub's gern. Da Ihr aber einmal da seid, so betrachtet den Platz recht genau. Seht, man muß Gott nicht versuchen und wer dort an dem abschüssigen Ufer ausgleitet, der ist verloren. Das Wasser ist hier gar tief und giebt keinen lebendig wieder, den es hinuntergezogen hat. Auch ist's ganz gleich, ob eins vor Herzeleid hineinspringt. Das Wasser macht alles still, den Mund und das Herz. Es sind schon viele hier verunglückt und da wir gerade darauf kommen, will ich Euch erzählen, daß auch Euer Dienel hier bald ertrunken wär."

„Mensch," schrie der Winterbauer auf, „was hat's mit dem Dienel für eine Bewandtnis?"

„Das will ich Euch eben sagen," sprach der Steigerhold. „Aber nur Euch! Sonst braucht's niemand zu wissen, daß das Dienel hier ihre lustige Hochzig beschließen wollt'. Wär' ich net zufällig dazu gekommen, wer weiß, ob sie nicht abgerutscht wär' und ein kaltes Brautbett gefunden hätt' in der Tiefe. Und was das Wasser einmal vom Wintergute holt, das giebt's nicht wieder — Ihr wißt's ja am besten."

Der Winterbauer war in furchtbarer Aufregung einen Schritt zurückgetreten . . . starr sah er dem Steigerhold ins Gesicht und frug mit kaum hörbarer Stimme: „Das Dienel, meine Tochter?"

„Sie selbst."

„Sie war in solcher Gefahr . . ."

„Während das Gut brannte, konntet Ihr auch die Tochter verlieren."

„Mein Gott, wenn sie ertrunken wäre!"

„Sprecht lieber: wenn sie sich ertränkt hätte!"

Alles Blut wich aus den Wangen des Bauers . . . erst jetzt verstand er. „Ein Leids hat sie sich anthun wollen," sprach er tonlos vor sich hin. Die Arme fielen kraftlos an seinem Körper nieder, er mußte sich setzen, um nicht umzusinken.

„Nun," fuhr der Steigerhold fort, „der Herrgott hat's nicht zugelassen, daß das Dienel so elendiglich umkommen sollt', ich konnt' sie gerade noch am weißen Brautkleide fassen, als sie . . ."

Der Bauer hielt die Hände vor die Augen und stöhnte.

„Mein Kind! Mein armes Kind!"

„Und wenn's geschehen wäre, wer hätte denn das Dienel in das Wasser und in den Tod getrieben?"

„Wollt Ihr mich umbringen, Steigerhold?"

„Es wäre freilich nicht das erste Mal . . . Ihr versteht's, den Leuten mitzuspielen, bis sie ins Wasser gehen. Wie ist mir denn . . . . sind es in diesem Monat nicht gerade vierzig Jahre her, daß Eure Schwester gerade so verunglückt ist . . ."

„Ich höre, ich höre."

„Wie vorm Jahre das Dienel beinahe verunglückt wäre."

„Sprecht deutlicher!"

„Nun, wenn Ihr's wissen wollt, so mag's gesagt sein. Beschwören kann ich's freilich net, aber ich hab' immer gedacht, wenn Ihr Eure Schwester net so sehr gepeinigt hättet, daß sie mich lassen und einen andern freien sollt', sie könnt' am Ende heute noch leben."

„Ihr klagt mich also an, daß ich meine Schwester gemordet, sie in den Tod getrieben? Steigerhold, wollt Ihr mich verrückt machen?"

„Meine Red' ist keine Anklage," erwiderte der Steigerhold.

„Was stört Ihr die Ruhe der Toten? Gott ist mein Zeuge, daß ich mei' Schwester rechtschaffen geliebt und herzlich betrauert hab'. Wahr ist, daß ich gegen die Liebschaft mit Euch gewesen bin, aber noch mehr eine andere Person . . . ich brauche ihren Namen nicht zu nennen. Meine Schwester war damals frei und mündig und hatte 's Thun und Lassen. Sie war auch so gottesfürchtig und fromm wie ein Kind. Von selbst ist sie nicht ins Wasser gegangen. Sie ist ehrlich begraben worden und kein Mensch hat gewagt, dagegen Einspruch zu erheben. Wie sie freilich verunglückt ist, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben. Als sie aus dem Wasser gezogen wurde, hielt sie eine Blume in der Hand. Ist es nicht christlich und menschlich, anzunehmen, daß sie bei der Bemühung, diese Blume vom Ufer aus pflücken zu wollen, das Gleichgewicht verloren hat und in den Fluß gestürzt ist? Ich hab' die Blume noch zu Hause und ein Briefl von ihr . . . das wollte sie am nächsten Tage abschicken und die Blume beilegen . . . zum Zeichen, daß sie nimmer von dem lasse, an welchen das Briefl gerichtet war."

Des Steigerhold Blicke hingen an den Lippen des Erzählenden.

„Das Briefl ist nicht abgeschickt worden," fuhr der Winterbauer fort.

„Habt Ihr es noch?"

„Ja!"

„Und an wen ist die Aufschrift?"

„An Euch, Steigerhold!"

„An mich!"

Hatte schon die Tiefe des Schmerzes, die sich bei dem Winterbauer kund gab, den Ingrimm gemildert, den der Steigerhold seit Jahrzehnten mit sich herumtrug, so schmolz die Mitteilung über den mutmaßlichen Tod seiner Jugendgeliebten vollends das Eis. Er hatte den Bauer für durch und durch herzlos gehalten, und jetzt zeigte sich, daß er sich in ihm geirrt. Der Schein hatte getrogen.

Der Steigerhold reichte dem Winterbauer treuherzig die Hand.

„Höret, Winter," sagte er, „nehmt mein Geschwätz net so hoch auf! Behüts Gott, daß ich Euch noch einen Vorwurf machen möcht'."

Der Winterbauer drückte die dargebotene Hand.

„Hold, ich dank' Euch und nun lasset's Friede sein zwischen uns. Morgen kommt Ihr wohl zu mir und da sollt Ihr nach vierzig Jahren Euer Vermächtnis antreten."

„Das Briefl von Eurer Schwester, ich soll's erhalten?"

„Und die Blume! Ich hab' sie zu dem Schreiben gelegt. Aber nun, Steigerhold, erfüllt mir noch eine Bitt' . . . ich möcht' gern dahier noch e bissel allein bleiben . . . ich muß mich sammeln."

Der Steigerhold sah zum Himmel empor und sagte: „'s ist Spätdämmerung . . . „wär's net besser, Ihr ginget mit mir?"

„Fürchtet nichts für mich," antwortete der Bauer. „Geht in Gottes Namen voraus, ich werd' bald nachkommen. Morgen sehen wir uns wieder. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Winterbauer!"

Der Steigerhold verfolgte seltsam bewegt den nach dem Dorfe führenden Pfad; doch eine innere Unruhe, die er vergebens bekämpfte, hemmte öfters seinen Schritt und als er bereits die Wiesen erreicht hatte, trieb es ihn wieder zurück in den Wald. Lautlosen Trittes huschte er durch die Gebüsche, bis er sich der Bank, auf welcher der Winterbauer noch immer saß, gegenüber befand, ohne von diesem gesehen zu werden. Die Sichel des Mondes, die über dem Gehölz und den Felsen des jenseitigen Ufers stand, verbreitete eben so viel Licht, als notwendig war, die Gegenstände bis auf eine gewisse Entfernung zu unterscheiden.

Die Unruhe des Steigerhold hatte ihren Grund in der Besorgnis, der Winterbauer möchte dennoch eine Beute seines krankhaft gereizten Zustandes werden. Diese Besorgnis schwand, als der Vater des Dienels sich von der Steinbank erhob und sich anschickte, den Heimweg anzutreten. In diesem Augenblicke wurden Tritte vernehmbar . . . . zwei Männer kamen den Pfad daher, in der Richtung nach dem Dorfe und befanden sich jetzt der unheimlichen Stelle am Flusse gegenüber.

„Wer da?" rief der eine der Männer.

„Die Frage möchte ich an Euch selbst richten," sagte der Winterbauer, stehen bleibend.

Auch die beiden Nachtgänger waren stehen geblieben.

Der Steigerhold konnte ihre Gestalten genau erkennen. Der eine war ein hochgebauter, breitschulteriger, junger Mann mit schwarzem, verwildertem Haar. Er trug etwas wie einen Stock in der Hand . . . es konnte aber ebensogut ein Gewehr mit dem Kolben nach oben sein. Sein Begleiter aber war — der alte Steigerhold traute seinen Augen kaum — der Seph vom Weigelgute, der in der Stadt den Ausgang seiner Rechtssache erwartete.

„Wenn die beiden sich erkennen, da giebt's einen Zusammenstoß!“ dachte der Hold und lauschte, während sein Herz hörbar zu pochen begann.

„Die Stimme sollt' ich schon öfters gehört haben,“ sagte der Seph.

„Möglich! Aber nun setzt euren Weg fort und laßt mich in Frieden,“ erwiderte der Winterbauer, indem er sich in voller Länge aufrichtete.

„Oho!“ mischte sich der Breitschulterige ein. „Wenn's uns nun beliebte, euch nicht in Frieden zu lassen? Wer seid Ihr?“

„Ich hab' niemand Red' und Antwort zu stehen . . . macht euch nicht aufdringlich!“

„Ihr wollt uns beleidigen?“ schrie der Seph und sprang an dem stattlichen Manne in die Höhe, wie ein kleiner Köter.

Dieser Augenblick genügte für beide, sich zu erkennen.

„Seph!“ sagte der Bauer mit ruhiger, würdevoller Stimme, „setze Deinen Weg fort, wir haben miteinander nichts zu schaffen.“

„Weiß schon allein, was ich zu thun hab,“ fauchte der Sprenkelseph. „Da wir uns aber so zufällig treffen, wär's doch net schön, so ohne Gruß und Gespräch voneinander zu gehen . . . ich hab' ohnedies noch ein Wörtl mit Euch zu reden.“

Der Winterbauer drängte den vor ihm Stehenden zur Seite, um auf den Pfad hinaus zu gelangen; doch dort vertrat ihm der Begleiter des Seph den Weg.

„Was soll das?“

Statt der Antwort ließ der Angeredete die blanken Läufe eines Doppelgewehres in dem bleichen Mondlichte blitzen.

Der Winterbauer und der von seinem Versteck aus alles beobachtende Steigerhold erkannten jetzt in ihm einen berüchtigten Wilddieb, von dem die ganze Gegend behauptete, daß es ihm gelegentlich auf ein paar Messerstiche oder einen Schuß auf seinen Gegner nicht ankomme.

„Da werd' ich wohl noch ein Wörtl mitsprechen müssen,“ sagte der Hold vor sich hin, fest entschlossen, dem Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Auf seinen Knotenstock konnte er sich verlassen und auf seinen Arm auch. Vorsichtig näherte er sich dem Schauplatze.

„Was soll das!“ wiederholte jetzt der Winterbauer seinen Vorwurf mit einer Kaltblütigkeit, die selbst dem Wilddieb imponierte.

Die Antwort übernahm der Seph. „Ihr werdet keinen Schritt thun, bevor wir uns auseinander gesetzt. Ich könnte jetzt Euer Schwiegersohn sein . . . das Dienel ist mir davongelaufen und Ihr habt's bestärkt in ihrer Aufsäßigkeit. Meinen Vater habt Ihr auch aufgehetzt und vor Gericht falsche Aussag' gethan gegen mich. Der Zufall hat Euch in meine Hand gegeben; wir müssen heute quitt werden.“

„Wir sind längst quitt . . . meine Tochter ist von Dir geschieden und das Weitere geht mich nichts an. Du sagst, ich hätte falsch Zeugnis gethan vor Gericht . . . daraus spricht der Aerger. Du wirst Deinen zweiten Prozeß so gut verlieren wie den ersten.“

„Mir das!“ knirschte der Seph zwischen den Zähnen und versuchte durch einen Sprung die Gurgel des Bauers zu erreichen.

In demselben Augenblicke fiel aber auch schon die Faust des Angegriffenen schwer wie ein Metallhammer auf ihn herab und streckte ihn mit einem wuchtigen Schlage zu Boden.

Rasch hatte der Wilddieb die Büchse an der Wange, doch gleichzeitig zerschmetterte ein furchtbarer Schlag mit einem Knotenstock den rechten Arm des Burschen, der mit einem Wehgeschrei die Waffe fallen ließ. Der alte Steigerhold hatte den Moment nicht verpaßt und eine Sekunde später lag er selbst im Anschlage auf den Wilddieb, dessen Gewehr er blitzschnell aufgerafft.

„Winterbauer,“ rief er dem Geretteten zu, „ich halte den hier im Zaum, bindet Ihr den andern mit Eurem Taschentuche. Die Buschklepper sollen an uns denken. Kerl,“ schrie er den Wilddieb an, „rühre Dich und ich jage Dir Deine eigenen Schrote zwischen die Rippen.“

„Ihr habt hart getroffen,“ wehklagte dieser. „Ich glaub', der Arm ist morsch entzwei. Laßt mich laufen . . . . ich muß einen Wundarzt aufsuchen und halt's nimmer aus vor Schmerz.“

Die Hilflosigkeit des Burschen erregte das Mitleid des Steigerhold. „Eigentlich gehörst Du ins Hundeloch,“ sagte er, „ließ ich Dich laufen, so müßt' auch der Halunke dort,“ — er wies auf den Seph — „frei kommen. Doch wie der Winterbauer will . . . einen Denkzettel habt Ihr euch beide heute geholt.“

„Lassen wir sie also laufen!“ entschied der Winterbauer. „Sie kommen ohnehin Zeit genug nach Waldheim. Und Du, Seph, wenn Du ein Mensch bist, sorge für Deinen Begleiter! Ihr habt vielleicht Schlimmeres im Schilde geführt, und so ist's immer noch gut, daß ihr für heute unschädlich gemacht seid. Und nun marsch vorwärts.“

Der Seph und der Wilddieb mußten den Weg waldeinwärts einschlagen, während der Winterbauer und der Steigerhold nach dem Dorfe gingen. Unterwegs erzählte letzterer, wie es ihm möglich geworden, rechtzeitig mit seinem Knotenstocke einzuschreiten und den Angegriffenen aus seiner verhängnisvollen Lage zu befreien. Der Gerettete drückte ihm stumm die Hand.

Am Wintergute schieden sie.

„Ich erwart' Euch morgen Abend bei mir, kommt zeitig!“ sagte der Bauer beim Abschied. „Es ist von wegen dem Vermächtnis und dann hätt' ich auch noch ein Anliegen an Euch!“

Beide Männer schüttelten sich die Hand. Sie hatten sich länger als vier Jahrzehnte kalt, ja feindselig gegenüber gestanden und ein Abend, ein Zusammentreffen, ein Ereignis war genügend gewesen, sie im Herbste ihres Lebens zu Freunden zu machen. Des Winterbauers Hochmut war gebrochen und der Steigerhold hatte vergeben.

Am nächsten Tage gegen Abend kam der Steigerhold pünktlich, wie er versprochen. — Als die Hanne, die am Fenster stand, ihn über den Hof gehen sah, brach sie in einen Ruf der Verwunderung aus und als gar der Winterbauer seinem Gaste entgegen ging und ihn schon draußen im Hausflur bewillkommnete, glaubte sie ihren Augen nicht trauen zu können.

Der Bauer nahm seinen Besuch mit in die Oberstube, nachdem er der Hanne den Auftrag gegeben, das Abendbrot so herzurichten, „als wenn der Pastor käm'“, das heißt: besser als gewöhnlich und mit Hinzufügung einer Flasche Wein!

„Beim Feuer sind die Schriften untereinander gekommen,“ begann der Bauer, nachdem er seinen Gast droben noch einmal willkommen geheißen, „endlich hab ich's Briefl von meiner Schwester selig doch gefunden . . . Hier ist es. Die Blume aus der Hand der Verunglückten liegt dabei, sie war ja für Euch bestimmt.“

Der Steigerhold entfaltete das Schreiben . . . eine Blumen-Mumie lag darin, braun, unscheinbar, fremdartig. Die gelb gewordenen Blätter des Papiers hatten das Blumenkind wie die Wände eines Sarges umschlossen . . . . ein Jahrzehnt nach dem andern war dahin gegangen, seit es in seinem Sarge lag, und diejenige, welche die Blume gepflückt, lag auch im Sarge, auf dem Friedhof und ein prächtiges Denkmal zierte den Grabhügel der Verunglückten. — Jetzt waren Brief und Blume in den Händen dessen, für den sie bestimmt waren.

Lange betrachtete der Steigerhold das einzige Andenken, noch länger las er. Seine Augen waren nicht mehr so scharf wie früher und die Schriftzüge waren zum Teil verblichen. — Er las das Schreiben und las es noch einmal . . . mit Mühe, denn die Thränen quollen ihm aus den Augen und rollten die gefurchten Wangen herunter . . . der Brief enthielt nämlich die Versicherungen unwandelbarer Liebe; Gott werde noch alles gut machen; am meisten gegen den Steigerhold sei ihre Muhme, von der sie noch ein beträchtliches Erbteil zu erwarten habe, ihr Bruder poltere zwar, scheine aber im ganzen ihm doch nicht abgeneigt und wolle eigentlich wohl nur, daß sie den Tod ihrer Muhme abwarten solle, bevor sie heirate, damit das schöne Erbe nicht in fremde Hände komme. „Den Brief nimmt unsere Magd morgen mit,“ schloß das Schreiben.

Es war nie abgeschickt worden. Der Tod war grausam dazwischen getreten und hatte die Hoffnungen der Liebenden vernichtet. Aus der krampfhaft geschlossenen Hand der Ertrunkenen löste der Bruder die Blume, die er, als er im Nähtischchen seiner Schwester den Brief gefunden, in dessen Blätter einsargte.

Der Steigerhold faltete das Schreiben, ohne ein Wort zu sagen. Vorsichtig hatte er die Blume wieder in die Gruft gelegt, wo sie seit vierzig Jahren geschlummert. Ein heißer Tropfen fiel auf den Brief, bevor er ihn in seiner Tasche verbarg. Nach langer Zeit nahm der Bauer das Gespräch wieder auf, man unterhielt sich von der alten Zeit und so manches Mißverständnis klärte sich auf. — Die wehmütige Stimmung wich allmählich dem freudigen Gefühl, daß die lange Verkennung einen so befriedigenden Abschluß gefunden.

„Und zum Beweise, daß Ihr allen Groll gegen mich vergessen habt, müßt Ihr mir eine Bitt' gewähren,“ sagte der Winterbauer.

„Wenn's meine Kräfte net übersteigt . . .“

„I Gott bewahre! Könnt Ihr auf ein paar Tage abkommen?“

„Allenfalls, ja! Aber was habt Ihr vor?“

„Ich möcht' wegfahren und Ihr sollt' mich begleiten.“

„Was Ihr sagt! Nun, wenn's weiter nichts ist, ich fahre mit, in Gottes Namen!“

„Das freut mich und noch jemand wird sich freuen, wenn der Steigerhold mit bei dem Winterbauer ist. Erratet Ihr nichts?“

„Nein!“

„Wir fahren nach Buchenthal und holen 's Dienel.

Der Steigerhold fuhr vom Stuhl empor und machte einen Freudensprung, so gut es seine etwas steif gewordenen Beine erlaubten.

„Das laß ich mir gefallen!“ rief er in der frohesten Erregung.

„Ich konnt' mir denken, daß Ihr beistimmen würdet.“

„Und wann geht's fort?“

„Wenn's Euch paßt, morgen.“

„Abgemacht! Für das Dienel fahr' ich mit Euch bis in die Wendsche Türkei.“

„Buchenthal ist e Stückel näher.“

„Und nun will ich nur gleich nach Hause und meinen Sonntagsstaat zurecht legen, denn ich kann doch Euch keine Schand machen.“

„Das hat Zeit mit Eurem Staat, Steigerhold. Jetzt kommt mit ins Unterstübel. Die Hanne wird den Tisch besorgt haben und die dürfen wir nicht warten lassen, sie kommandiert allweil im Hause, bis das Dienel wieder da ist.“

Das Erscheinen des alten Steigerhold im Wintergute beschäftigte, als ein unerwartetes Ereignis, das Gesinde aufs lebhafteste. Das Erstaunen wuchs, als die beiden Männer herunter kamen und dem von der Hanne aufgetragenen Mahle unter heiterem Gespräch alle Ehre erwiesen und hin und wieder wohl auch die Gläser herzhaft aneinander klangen.

„Das hat etwas zu bedeuten, und nichts Schlechtes,“ bemerkte der Großknecht, durchs Fenster in die Stube blickend. Der Bauer war ihm in der letzten Zeit zuweilen „kurios“ vorgekommen und oft hatte er bei sich gedacht, in seines Brotherrn Kopfe sei eine Schraube locker geworden. Und heute lächelte der für tiefsinnig und schwermütig gehaltene ganz vernünftig und trank auch ganz so wie in seinen guten Tagen. Der Knecht blieb dabei: „Das hat etwas zu bedeuten.“

(Schluß folgt.)



Die Kindesräuber. (Mit Text.)

Zufall.

Novellette von E. Linden.

(Nachdruck verb.)

„Es ist abscheulich von Dir, ganz abscheulich, Käthchen, jetzt, grade jetzt mich im Stich zu lassen, ach und ich hatte es mir so reizend ausgedacht, unsre Gesellschaft nächste Woche! und überhaupt — Frau von Bernau rechnete ganz bestimmt auf Dich beim Liebhabertheater.“

Das junge Mädchen, das am Boden knieend mit ihrem Koffer sich beschäftigt und den Vorwurf der jungen Frau ruhig hatte über sich ergehen lassen, lachte jetzt hell auf. „Ich und Theater spielen, wenn ich nicht einmal Mut habe, ein einfaches Polterabendgedicht herzusagen! Wie kommt die gute Dame denn grade auf mich?“

„Warum? weil Du Dich dazu vorzüglich eignest wegen Deines reizenden Mienenspiels,“ sagte die junge Frau feierlich, „und beim Jupiter, sie hat diesmal recht, die gute Bernau, was ihr sonst nicht oft passiert; Du wärest z. B. zur Pantomime unbezahlbar, dieses rasche Wechseln des Ausdrucks, wie Vergnügen über meine Moralpredigt, Scham, Verlegenheit und Aerger, Dir in schneller Folge von deinem Madonnengesicht abzulesen, ist das —“

Jetzt wurde die Rede aber durch ein so herzliches Lachen unterbrochen, daß es unmöglich war, fortzufahren. Außerdem sprang die kleine zierliche Gestalt der Knieenden vom Boden auf und schlang beide Arme um die Freundin. „Beste Julia, wer unbezahlbar ist, das bist Du, wenn Du mir ein unsterbliches Vergnügen machen willst, gieb mir Deine schöne Rede schriftlich mit, damit, wenn ich einst in meinem bescheidenen Altjungferstübchen sitze, ich mir ausmalen kann, wie schön ich in meiner Jugend gewesen, was, wie neulich Dr. Weber sagte, ja den größten Reiz eines Altjungferndasein ausmachte.“

„So?“ entgegnete Frau Julia ein wenig gereizt und zupfte sich etwas an ihrem geschmackvollen Anzug zurecht. „Wenn Du den guten alten Dr. Weber als Autorität anerkennst, soll's mich freuen, er sagte nämlich gerade von Dir, Du habest etwas Madonnenhaftes in Deinem Gesicht, d. h. natürlich nur manchmal, jetzt durchaus nicht.“

Das kleine Fräulein machte einen spöttischen Knix. „Auch das soll mein einsames Sein dereinst erquicken, also etwas Madonnenhaftes in meinem Gesicht, d. h. nur manchmal,“ wiederholte sie mit schalkhaftem Ernst.

„Uebrigens,“ begann Frau Julia wieder, „wie kommst Du eigentlich darauf, immer von Deinem Altjungfernstübchen zu sprechen? Freilich, das ist so Redensart, ich hab's auch gethan, aber nie im Ernst daran gedacht.“

„O doch, ich denke im Ernst daran.“

„Das seh ich aber doch gar nicht ein.“

„Aber ich,“ und Käthchen machte sich wieder über ihren Koffer her.

„Warum willst Du denn nicht heiraten? ich sage Dir, man muß wirklich nur die Männer zu nehmen wissen und ich bin fest überzeugt, an den meisten unglücklichen Ehen ist die Frau schuld.“

Du scheinst Dich ja auf Deinem Tische“ — in der That Frau Dr. Wainau, Julia geb. Krebs, wie sie ihre Besuchskarten nannten, saß auf einem Tisch — „wie auf einem Katheder zu fühlen, schade, daß ich keine Zeit habe, nachzuschreiben —“

„Unterbrich nicht meine weisen Auseinandersetzungen mit Deinen kindischen Ansichten, sondern antworte mir lieber. Warum willst Du nicht heiraten?“

„Von Wollen ist vorläufig gar nicht die Rede,“ war die ehrliche Antwort.

„Unsinn, eine so reizende Krabbe wie Du.“

„Nachgerade gewöhne ich mich nun schon an Deine zarten Schmeicheleien, mit denen Du mir den Abschied versüßen willst. Wenn Du mich gern hast, so freut's mich und daß Du mich reizend findest, erst recht, aber sage selbst, sind Mathilde und Bertha keine reizenden Mädchen und doch — na Du weißt ja, der alte schöne Vers, daran muß man freilich denken: „Die Pastorentöchter — gehen immer schlechter —“ unterbrach sich die kleine Dame selbst, als fürchte sie mehr sagen zu können, als sie möchte und wieder hatte Frau Julia das Vergnügen, das rasche Wechseln von tiefem Ernst und allerliebster Schelmerei in dem durchaus nicht schönen, aber sehr anmutenden Gesichtchen ihrer kleinen Freundin hübsch zu finden.

„Ich möchte wissen, meine Verehrteste, ob Du und ich nicht eine ganze Menge glücklicher Frauen kennen, die —“

„Doch Pastorentöchter sind, meinst Du? mein Sprichwort widerspricht dem durchaus nicht, Julia.“

Uebrigens was Deine Schwestern betrifft, so liegt es auch an ihnen, Bertha erstens hätte sich ja sehr gut verheiraten können.“

„Sehr gut?“

„Nun, wenigstens was man so nennt, und Mathilde nun.“

„Nun?“ Die großen dunklen Augen Käthchens blitzten bei diesem „Nun“ die Freundin ein klein wenig herausfordernd an.



Seerosen. Nach dem Gemälde von Jahn Ekenaes. (Mit Text.)

„Verschlinge mich nur nicht mit den Augen," sagte sie deshalb rasch „ich will um alles in der Welt nichts auf eine Deiner angebeteten Schwestern kommen lassen, aber euch allen miteinander sage ich, ihr seid viel zu stolz, meinst Du, ich wüßte nicht, daß Du seit dem Reimerschen Kaffee Ränke wegen Deiner Abreise geschmiedet hast?"

„Ich möchte wissen, was der Kaffee dafür kann, wenn meine Tante mich zur Pflege haben will."

„Ach wenn das nicht wäre, wäre es was anderes, Du kannst's nicht leugnen, Du hast sie seitdem beschlossen, die schwarze That" — eine Bewegung mit der schönen weichen Hand der jungen Frau folgt bei diesen Worten nach dem Koffer zu, um die sie eine Tragödin hätte beneiden können. „Siehst Du, du wirst rot, ich wußte es ja," frohlockte sie, „gleich denselben Abend sagte ich zu meinem Mann: ‚paß auf, jetzt will sie fort, ich kenne sie, so sind sie alle, wenn sie ihren Stolz aufsetzen, ich glaube, wenn Dein Lebensglück dran hinge, Du könntest diesem Spleen dasselbe opfern."

Käthchen schnürt eben mit zusammengebissenen Zähnen den Riemen fest an und sieht, wie sie sich so fest dagegen stemmt, wirklich wie die verkörperte Energie aus, das denkt auch die junge Frau. „Man sollte Dich nur malen, wenn man ein Bild der Dickköpfigkeit haben wollte," sagte sie ärgerlich, ganz aus der Rolle fallend, die sie bisher so glänzend gespielt.

„O schnöde Welt," seufzt die Angeschuldigte, der Koffer ist fertig und sie springt fröhlich auf, wie sie dies sagt — „erst erhebst Du meine Schönheit bis in den Himmel und dann willst Du mich als Dickköpfigkeit malen lassen."

„Nein, beweise, daß Du das nicht bist, packe das Ungetüm wieder aus und bleibe noch bei mir, noch acht Tage wenigstens oder vierzehn."

„Ich kann nicht."

„Und warum nicht?"

„Das weißt Du ja."

„Ja, ich weiß es, ich weiß es nur zu gut, o ja, ich kenne Dich, wenn die alte Scharteke, o ich könnte sie umbringen, nicht die dumme Bemerkung gemacht, Du bliebst noch, und das wir auch gerade in dem Augenblick kommen mußten, wo sie den alten Klatschbasen ihre Meinung über Dein Längerbleiben, als ursprünglich Deine Absicht gewesen, auseinandersetzte."

„Es war vielleicht ganz gut, Julchen," ist die leise Antwort.

„Nein, es ist nicht gut, denn wenn Du weggehst, ist natürlich alles vorbei, ach und es wäre so hübsch gewesen, so wunderhübsch! Könntest Du es Dir nicht reizend denken, wenn unsere Männer Kollegen wären, wenn wir auf einem Korridor wohnten, Alex will wirklich die Klinik erweitern und —"

„Wenn Du noch ein derartiges Wort sagst, laufe ich auf der Stelle fort."

Die junge Frau gleitet vor Schreck darüber von ihrem erhabenen Sitz herab und steht jetzt, eine etwas überschlanke Erscheinung, ganz verdutzt vor ihrer zornigen kleinen Freundin.

„Zuzutrauen wär' Dir's schon, Prinzessin Turandot," meint sie begütigend, „Himmel, was habe ich denn so Entsetzliches gesagt, daß Du Dr. Wemer nicht gleichgültig bist, mußt Du doch selbst längst wissen, ich hab's nur nicht erwähnt, weil — ja weil ihr so komisch darin seid, aber jetzt, wo Du Hals über Kopf abreisen willst und Deine schönen Aussichten in den Wind schlägst, da ist's doch meine Pflicht als verheiratete Freundin, Dich auf eine Thorheit aufmerksam zu machen. Wer Dich jetzt sähe, Käthchen, würde Dich nicht das kleine blasse Mädchen nennen, Du glühst wie eine Rose. — Glaub's nur, ich will nur Dein Bestes, siehst Du es denn nicht ein?"

„Ja gewiß, Julia, ich weiß ja, wie Du bist, ich — ich will Dir drum auch nicht zürnen."

„Weshalb denn auch, komisches Ding — wirklich, ich glaubte eigentlich, Du hättest ihn auch gern — schade, so ein allerliebster Mensch."

„Und wenn ich ihn gern hätte, meinst Du," entgegnete das junge Mädchen mit fliegendem Atem und blitzenden Augen, „dann müßte ich hier bleiben und, und — nein, ich kann's nicht aussprechen, was die schreckliche alte Dame neulich sagte," und sie senkt den Blick vor Scham und ihre Wangen glühen wie Feuer, „Julia," fährt sie dann fort und faßt die Freundin an den Händen, „wie — ich meine, eh' Du Dich verlobtest, wärst Du da, wenn Du eine ähnliche Aeußerung, wie die neulich, über Dich gehört, noch länger an meiner Stelle — denke Dich doch einmal an meine Stelle — geblieben?"

„Weißt Du, das ist schwer zu entscheiden, bei uns machte sich die Sache so einfach, er kam zu uns, nachdem er mich kennen gelernt —"

„Ja, das meine ich auch, wenn ein Mann eine Frau liebt, dann muß er zu ihr kommen, zu ihrem Heim, und um sie werben."

„Na weißt Du, bei uns war die Sache nicht so gefährlich, das war keine zwei Meilen, die Alex zu fahren brauchte, aber hier, meine Kleine, darauf rechne nur nicht!"

„Rechnen, ich? ich rechne auf gar nichts, ich will nur fort von hier, wo man so häßliche Dinge über mich sagt."

„Und Dir Dein Lebensglück zerstören? Wenn Du hier bliebst, Dich an das alberne Gewäsch nicht kehrtest, Käthchen, ich glaube fest, daß er Dich lieb hat, aber wenn Du, noch dazu während er grade verreist ist, fortgehst —"

„Dann ist's vorbei, das hast Du ja schon vorhin gesagt. Das ist eine schöne Liebe, die so schnell verfliegt; wen man wirklich liebt, den holt man sich vom Ende der Welt, wenn's sein muß."

„Du beweist ja Deine Theorie aufs beste," spottete Julia.

„Ich habe nie die Theorie aufgestellt, daß die Frau um den Mann werben soll — und nun, Julia, wenn Du willst, daß ich nach der langen reizenden Zeit, die ich bei Dir verlebt, nicht noch eine schreckliche Erinnerung vom letzten Abend mitnehmen soll, laß diese unglückselige Sache ruhn."

Ja wenn diese unglückselige Sache nur auch so in Käthchens Köpfchen, wie in dem Gespräch zwischen den Freundinnen ruhen könnte, aber als sie spät am Abend in dem reizenden lauschigen Nestchen, das Julia zum Heim der Freundin auserkoren während ihres Besuchs, zum letztenmal, nun wohl für immer, stand und hinausblickte in die feuchte Frühlingsnacht, da wollten sie durchaus nicht ruhn, die alten thörichten Gedanken und der Mond konnte noch eine ganze Weile das rasche lebhafte Mienenspiel dieses beweglichen Gesichtchens bewundern, als einsamer Zuschauer, bis aller Trotz und aller Zorn und aller Kummer dem sanften Friedensengel Schlaf gewichen war und Käthchen in ihrem weißen Bettchen anzusehen war wie ein schlafendes Schneewittchen, kindlich und sorglos.

* *

„Was ist denn das für eine Bummelei, weeß Knebbchen, der infamigte Bummelzug hält schon wieder?" rief ärgerlich ein in einen riesigen Havelock gewickelter Hüne und machte einen Versuch, den Zweck dieses plötzlichen Aufenthalts zu ergründen, wenigstens streckte er seinen langen Kopf, alles war lang an ihm, zum Fenster hinaus, um sich ein häßliches Gemisch von Regen und Schnee ins Gesicht treiben zu lassen, weiter keinen Erfolg hatte es nämlich. Ergeben ließ er sich wieder in seine behagliche Ecke gleiten, es war zum Todärgern, die ganze Reise, erst mußte er einen weiten Umweg machen, weil die näher gelegene Strecke durch das rasche Tauwetter unfahrbar geworden und immer mußte ihn sein Unstern mit dem langweiligsten Reisegefährten der Welt zusammenbringen und nie, weil der Zug sich beständig verspätete, war Zeit, umzusteigen. Nein, diese himmlische Ruhe, die das Menschenkind da mit der fest zugeknöpften Joppe haben mußte, fest zugeknöpft, ja das paßte — krach, der Zug setzt sich wieder in Bewegung, na endlich einmal muß man doch diese abscheuliche Stadt, die statt näher immer ferner zu rücken scheint, erreichen — halt — „da sitzt sie wieder uf'm Sande, die ganze Arche Noah," ruft der Inhaber des Havelocks ärgerlich, aber sein Gegenüber läßt kaum die klugen grauen Augen gleichgültig über den Sprecher gleiten, vielweniger würdigt er ihn einer Antwort. „Vermutlich ist er taub, der arme Kerl," denkt dieser schließlich mitleidig, aber rasch soll er sich vom Gegenteil überzeugen. Draußen werden Stimmen laut, Beamte rennen mit Laternen vorbei.

„Was ist denn das?" ruft der lange Graue.

„Der Zug kann nicht weiter. Auf der Strecke ist ein Eisenbahnunglück passiert. Es muß erst ein Bote zur nächsten Station geschickt werden, daß zurück telegraphiert wird, und —" die Stimmen verklingen in dem allgemeinen Durcheinander, das nun entsteht. Die Schaffner reißen die Thüren auf, den Passagieren wird gestattet, den Zug zu verlassen und zu dem wenige Minuten entfernten Wärterhäuschen, wo sich auch eine Schutzhalle befindet, es ist Nothaltestelle, zu begeben. Vor einer guten halben Stunde kann die Weiterfahrt vermutlich nicht stattfinden.

Das Wort „Eisenbahnunglück" hat die Gemüter elektrisiert, einzelne haben es falsch verstanden und glauben, daß mit diesem Zuge ein Unglück passiert ist. Man hört hysterisches Schluchzen und wirres Durcheinanderfragen. Der mit dem Havelock ist einer der ersten draußen auf dem Bahnsteig, er hat sich aber noch überzeugen können davon, daß der Schweigsame nicht nur hören, sondern auch sprechen kann. Gespannt hat dieser auf den Bericht da draußen gelauscht, dann springt er auf, reißt seine kleine Reisetasche vom Netz und fragt: „Ist jemand verwundet?" er versteht das Zögern des Beamten, „ich bin Arzt," setzt er schnell hinzu.

„Ja, ein Heizer."

Im nächsten Augenblick schreitet der Arzt neben dem Beamten rasch auf das vielleicht hundert Schritt entfernte Wärterhäuschen zu, wo, wie der Berichterstatter erzählt, der Verwundete untergebracht. Man habe bereits Boten nach einem Arzt ausgeschickt, aber bis jetzt vergeblich, was bei den unwegsamen Straßen und der Abgelegenheit des Thatorts freilich kein Wunder war.

„So ist das Unglück schon länger geschehen," frägt der Arzt, „und der arme Mensch liegt ohne jede Hilfe?"

„Na, ganz so schlimm ist's doch nicht, ein Fräulein, die mit im Zuge war, hat ihn verbunden und ist noch bei ihm, die andern

sind zumeist nach dem nächsten Dorf gegangen, sie können nicht weiter und müssen mit diesem Zuge retour."

Dieser neue Gesichtspunkt schien das Mitleid des Arztes mit dem Hilflosen durchaus nicht zu vermindern, nur rascher schritt er dem schwachen Lichtschein zu, der das Wärterhäuschen bezeichnete.

„Sie schien was von der Sache zu verstehen," fährt der andere wieder fort, „und war gleich bei der Hand, wie die andern Damen beim Anblick des mit Blut Ueberströmten kreischend davonliefen oder in Ohnmacht fielen, aber sie meinte auch: 's wär gut, wenn der Doktor bald käme, ein Bein wäre entschieden gebrochen."

„Na, das kann man noch nicht wissen, wollen's nicht hoffen," murmelt der Arzt ärgerlich, ihm graut schon, wenn er an den Verband denkt, den er vorfinden wird und wie er es anfangen wird, sich die zudringliche Wärterin vom Halse zu schaffen, nun freilich, da hilft kein Zittern fürs Fieber, ob die geheimnisvolle Kurpfuscherin, von der der Mann aus dem Volk da neben ihm in dem Schafpelz und der Laterne mit förmlich staunender Bewunderung spricht, eine Gräfin ist, die die Langeweile ihres Daseins mit dem Lesen von medizinischen Schriften würzt, oder irgend ein dienstbares Wesen, das vielleicht einmal im Hause eines Chirurgen oder einer Klinik sich einzelne derartige Sachen oberflächlich abgesehen hat — wenn er kommt, Dr. Hans Werner, dann heißt's „raus" und er wird seinen Patienten allein behandeln, freilich einen Assistenten muß er schließlich haben, aber der Mann da, ist vielleicht ein besserer, unter diesen Gedanken tritt er in das Häuschen ein, aber er bleibt staunend in der Thür stehen. Dem Verwundeten ist auf dem kleinen Sofa ein möglichst bequemes Lager bereitet, am Kopf trägt er, der Arzt sieht es auf den ersten Blick, — einen vollständig kunstgerechten Verband und ein zweiter wird am Arm angelegt von ein paar geschickten Mädchenhänden. Er kann das Gesicht der kleinen Samariterin nicht sehen, sie wendet sich eifrig ihrer Arbeit zu, aber das schwarze kecke Pelzmützchen, das auf dem dunkelblonden Haare sitzt, das zierliche Jäckchen mit dem Quastenschmuck, ein Teil der runden Wange, die ganze Haltung des jungen Mädchens, das alles kommt ihm so bekannt vor. Thorheit, er träumt bei offenen Augen, es giebt noch mehr Pelzmützchen und Husarenjäckchen, noch mehr niedliche Mädchen auf der Welt wie das eine, von dem er während seiner ganzen Fahrt geträumt. Vorwärts, hier ist keine Zeit, den schwankenden Gebilden seiner Phantasie nachzuhängen und ob das kleine Wesen, das soweit vielleicht seine Sache ganz gut gemacht, jemandem ähnlich sieht, jemandem, an den Hans Werner nicht ohne Herzklopfen denken kann, das thut nichts zur Sache und darf nichts dazu thun. Rasch tritt er auf den Patienten zu. „Sie erlauben, mein Fräulein, ich bin Arzt," jetzt wendet sich das Köpfchen und heiße Glut überströmt das Gesichtchen, heiße Glut steigt auch in das wettergebräunte Antlitz des Arztes. „Kätchen, Fräulein Kätchen, Sie sind es?"

„Ich könnte ebenso staunen," entgegnete sie, „aber wir wollen uns nun damit nicht aufhalten, ich glaube, mit dem Fuß sieht es recht schlimm aus, „ich konnte leider nur so wenig thun, aber doch vielleicht das Verbluten verhindern — ich habe die eine Ader abgebunden —" sie macht ihm rasch Platz und sieht ihn ängstlich an — und bei diesem Blick erhellte fast das finstere Gesicht des jungen Mannes. Er hat es wie einen Vorwurf empfunden, daß sie, „die aufdringlich nutzlose Kurpfuscherin," ihn, der bei dem unerwarteten Zusammentreffen alles vergessen, erst förmlich an seine Pflicht hat erinnern müssen, aber er that unrecht, ihr deshalb zu zürnen und die Mahnung, die wohl als solche gar nicht aufzufassen war, war am Platze. Fast mit Wiederwillen löst er den sauber angelegten Verband, um die Wunden zu untersuchen. „Nicht wahr, Sie helfen mir noch, Fräulein Kätchen?" frägt er freundlich, „ich wüßte sonst niemanden," er thut einen Blick durch das kleine Stübchen; in einer Ecke kauert eine alte Frau, eine Mitreisende, die zu schwach gewesen, mit den anderen ins Dorf zu gehen und sieht stumpfsinnig vor sich nieder mit dem blöden Ausdruck, den taube Leute oft haben, in der andern die Frau des Bahnwärters, die sich immer noch die Ohren zuhält und den Kopf auf den Holztisch gelegt hat, um das Stöhnen des Verwundeten nicht zu hören, obgleich er jetzt ziemlich ruhig ist. Der Mann mit dem Schafpelz, auf den der Arzt so große Hoffnungen gesetzt, unterhielt sich draußen mit dem Bahnwärter und da beide ziemlich laut sprechen, so kann er ihre Unterhaltung verstehen, er setzt ihm nämlich auseinander, der Doktor habe gesagt, das mit dem Beinbruch sei Unsinn, ach nein, es ist keiner, wie sich bald ausweisen soll, — niemand kann dem Arzte hier helfen als das junge Mädchen, das, trotzdem es kein Wort nutzloser Klage laut werden läßt, ein Bild unsäglichen Mitleids ist. — „Sie allein können mir hier assistieren und Sie verstehen Ihre Sache, wenn ich auch nicht weiß, woher."

„Ich bin Johanniterschwester," entgegnete sie ruhig, und beugt sich herab, um ihm die losgelösten Binden abzunehmen und sie geschickt aufzuwickeln, sie hat die paar Minuten, wo sie nichts zu thun hatte, benutzt, sich rasch ihr Jäckchen auszuziehen und die Mütze abzusetzen, wozu ihr bisher keine Zeit geblieben und nun, wie er wieder aufsieht und sie bittet, ihm die Instrumente zuzureichen, erscheint sie ihm in dem schlichten dunklen Kleide wieder so ganz anders als vorhin, noch viel anmutiger und sanfter. Es dauert lange, bis der Arzt sein schmerzhaftes Werk vollendet und der Verwundete schreit manchmal laut auf, als ihm das gebrochene Bein eingerichtet wird, aber der seltsame Assistent des jungen Arztes beißt sich wohl auf die feinen Lippen, doch einen Laut hört man nicht von ihm. Die junge Frau hat längst das kleine Zimmer verlassen, sie kann's nicht mehr mit ansehen und hockt lieber draußen in der Bretterbude, nur die taube Alte ist als Anstandsdame zurückgeblieben bei den beiden, der Verwundete selbst ist augenblicklich nicht zu rechnen, er ist ohnmächtig geworden, aber der Herr Doktor und sein Assistent rufen ihn rasch wieder zum Leben zurück, und können ihm dann versichern, daß nun alle Quälerei vorüber und der junge Mann fügt hinzu: „Danken Sie es hier Ihrer barmherzigen Samariterin, daß Sie überhaupt noch Schmerzen empfinden, wäre ihr geschickter Verband nicht gewesen, ich glaube kaum, daß meine ärztliche Kunst Sie zu retten vermocht."

(Schluß folgt.)

Nachtlied.

Auf Berg und Thal liegt stumm die Nacht,
Und lautlos schweigt die Runde,
Tief unten im Dorf nur sacht, ganz sacht,
Bellen verschlafen die Hunde.

Es ziehen die Wolken, es rauscht der Wald,
Und murmelnd leise, leise,
Singt tief der Bach im Felsenspalt
Die traumhaft alte Weise.

In Lüften hallt es wie Sphärengesang,
Es leuchtet im Waldesgrunde,
Die Kirchturmuhr mit dröhnendem Klang
Kündet die Geisterstunde.

Ein Hauchen und Flüstern allüberall,
Mich treibt es, zu lauschen, zu lauschen,
Mir ist's, als hört' ich vernehmbar im All
Die Ströme des Lebens rauschen.

Albert Möser.

UNSERE BILDER

Das Erholungsheim der kaiserlichen Werft in Kiel, das am 13. Mai in Gegenwart des deutschen Kronprinzen und seiner beiden nächstälteren Brüder eröffnet wurde, ist dazu bestimmt, dem Arbeiter und seiner Familie an Erfrischung und volkstümlicher Unterhaltung zu bieten, was für möglichst geringen Kostenaufwand nur gewährt werden kann. In gleicher Weise dient das Heim geistigen und harmlos materiellen Genüssen. An einen großen Saal, der auch eine Bühne aufweist, reihen sich durch die beiden Stockwerke Lese- und Musikzimmer wie Restaurationsräume, auch an Kegelbahnen fehlt es nicht, und ebenso ist für die Jugend mit Spielplätzen und andern Einrichtungen vorgesorgt.

Die Kinderräuber. Unser Bild zeigt einen der jedenfalls häufigen Kämpfe zwischen Pavian und Leopard! Beide sind sich die ärgsten Feinde und schaden einander, wo sie können. So sehen wir hier das Junge des Leoparden von den Affen geraubt und jedenfalls auch für die Mutter verloren. Man meint das Geschrei und Gebrüll zu hören, mit dem sich die Feinde gegenüberstehen. Die Paviane wissen, daß der Leopard ihr Hauptfeind ist. Freilich stellt er mehr den Jungen nach als den Alten, weil er weiß, wie selten er in einem Kampfe mit diesem Sieger bleibt. Die Paviane sind neben den Orangs die größten aller Affen. Ihr Körperbau ist gedrungen und ihre Muskelkraft eine ganz ungewöhnliche, der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vornen abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubtierähnlich, wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, die Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdruck das treuste Spiegelbild der Affen selbst — listig und tückisch ohne gleichen. Einige gute Eigenschaften lassen sich ihnen freilich nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, der sie pflegt und auferzogen hat. Namentlich aber zeichnet sie eine furchtbare Wut aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer, so rasch lodert er auf, aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend machen! In ihrer Heimat, welche das ganze Afrika und die zunächst daran stoßenden Lande Asiens sind, leben sie als echte Felsenaffen zumeist im Gebirge. Außer dem Leoparden und dem Hunde haben sie keinen gefährlichen Feind. Der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwächlichste Junge eines Pavians, und nur Schlangen sind es, welche unter einer Herde namenloses Entsetzen hervorrufen. Am leichtesten fängt man sie, indem man ihnen Töpfe mit geistigem Getränke vorsetzt und sie dann, wenn sie vollständig betrunken sind, bindet. Ihre anfängliche Wut wird dann durch starke Fesseln und Prügel bald gebändigt, und die ihnen eigentümliche Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden. E.

Seerosen. Ein stimmungsvolles Bild bietet uns der Maler Jahn Ekenaes mit seinem Gemälde „Seerosen“. Der Hochsommer in seiner ganzen Pracht steht vor uns. Die Natur ist in ihrer vollsten Entfaltung und überall blüht und duftet es. Der herrliche Laubwald steht im vollen Blätterschmucke da, und selbst auf dem Wasserspiegel des Teiches erblicken wir liebliche Kinder Floras. Wer kennt sie nicht, die großen, weißen, blauen, roten oder gelben Blüten, die regelmäßig, meist spiralig gebaut, einzeln auf den Spitzen der langen Blütenstiele prangen und regungslos auf dem Wasserspiegel schwimmen? Die schwimmenden Blätter sind von schild- und herzförmiger Gestalt und so widerstandsfähig, daß sich die schlanke Bachstelze oder der grüne Laubfrosch auf ihnen niederlassen kann. Unser heutiges Bild ist belebt mit einem Kahn, auf dem ein jugendliches, bäuerliches Geschwisterpaar sich befindet, das vorher dem Angelsport gehuldigt hat. Der Knabe beugt sich aus dem Nachen und pflückt herrliche Seerosen, die er dem Schwesterchen giebt, die sie sodann in der Schürze sammelt. Kein Hauch bewegt den Wasserspiegel des Teiches, und tiefe Stille lagert über der ganzen Landschaft. Alles atmet die Stimmung des Hochsommers! St.

Der preisgekrönte Entwurf für die Errichtung von Bismarck-Säulen. Aus dem von der Studentenschaft ausgeschriebenen Wettbewerb um Entwürfe für die in deutschen Landen zu errichtenden Bismarck-Säulen ist der Architekt Wilhelm Kreis in Dresden als Sieger hervorgegangen, und zwar errang er neben dem Hauptpreise noch zwei weitere. Den mit dem ersten Preise ausgezeichneten, vom Ausschuß der Studentenschaft zur Ausführung empfohlenen Entwurf giebt unsere Abbildung wieder. Wie die Leser sehen, ist die „Säule“ eigentlich ein Turm, aber diese Abweichung von dem ursprünglichen Plane dürfte der allgemeinen Anschauung nur entsprechen. Welcher Idee die Bismarck-Säulen oder -Türme ihre Entstehung verdanken, ist bekannt, und es sind nur noch einige Worte über die technische Ausführung zu sagen. Das Feuer, das zu Ehren des großen Kanzlers an bestimmtem Tage durch die deutschen Lande lodern soll, wird auf dem Turme in einem Kessel entzündet, der in einer mit Asbest belegten Mulde ruht. Das Feuerungsmaterial muß durch Flaschenzug emporgewunden werden, denn da keine Aussichtstürme geplant sind, so ist der Aufstieg zur Spitze nur primitiv. Falls in weiterer Verfolgung des von der akademischen Jugend entworfenen Planes auch Fackelzüge zu dem ragenden Bismarck-Turm stattfinden, so ist ein vor der Vorderseite anzubringender Steinblock zum Zusammenwerfen der Fackeln bestimmt, und weithin würde alsdann der ganze Bau in magischem Lichte durch das Dunkel leuchten.



Der preisgekrönte Entwurf für die Errichtung von Bismarck-Säulen.
Von Wilhelm Kreis. (Mit Text.)

Gemeinnütziges

Die Herbstzeitlose wirkt hauptsächlich durch ihren Samen schädlich auf die Gesundheit der Tiere, weniger durch die Blätter. Da die Herbstzeitlose sich nicht durch Samen vermehrt, sondern jedes Jahr eine neue Zwiebel ansetzt, wohingegen die alte abstirbt, so muß man das Vertilgungsverfahren gegen die Zwiebel richten, und diese vernichtet man entweder durch Aufackern und Aufsammeln oder durch Eintreiben eines zugespitzten Stabes durch die Blattröhre gerade hinunter in die Zwiebel, wodurch diese dann verfault.

Vom Rosenkohl entferne man die Herz- oder Kopfrose, es ist dieses ein schönes Gemüse und das Wegschneiden derselben hat einen wesentlichen Einfluß auf das bessere Gedeihen der Seitenrosen.

Ausfallen der Haare. Man reinige und koche 60 Gramm Klettenwurzeln mit 2 Liter Wasser bis zur Hälfte ein, siebe es durch, gebe 4 Eßlöffel voll Franzbranntwein dazu und bewahre es in einer zugekorkten Flasche. Hiemit wird täglich die Kopfhaut stark eingerieben.

Gegen Nervenaufregung und Schlaflosigkeit ist Honig, namentlich bei älteren Personen, ein vorzügliches Hausmittel: 1 bis 3 Eßlöffel voll Honig, abends vor dem Schlafengehen genommen, beruhigt und hat daher einen stärkeren Schlaf zur Folge.

Welche Waben sollen zur Ueberwinterung im Stocke bleiben? Es ist nicht gleichgültig, welche Waben man über Winter im Stocke beläßt, sondern von der richtigen Wahl der Waben hängt vielfach das Wohl der Bienen im Winter und insbesondere die frühzeitige Entwicklung des Volkes im Frühjahre ab. Doch muß die Wahl der Waben für den Wintersitz schon jetzt getroffen werden, damit die Bienen sich das Winterlager nach ihrem Wunsch und Willen einrichten können. Man entnehme alle Waben mit größerem Drohnenbaue — einige kleine Drohnenecken in schönen Arbeiterwaben sind durchaus nicht nachteilig —, ferner alle Waben mit verzogenen Zellen und schließlich alle schwarzgewordenen, vier- und mehrjährigen Arbeiterwaben. Enthalten letztere viel frischen Blütenstaub, so lasse man sie lieber noch bis zum nächsten Sommer. Will man aus Waben, welche entfernt werden sollen, den Honig austragen lassen, so hänge man dieselben, nachdem man die Honigdeckel aufgeritzt hat, rückwärts im Stocke ein. Ueber Nacht sind sie geleert.

Allerlei.

Sonderbares Verbot. Lehrer (zu seinen Schülern): „Das möchte ich mir ernstlich verbitten, mir hinter meinem Rücken ins Gesicht zu lachen.“

Niederträchtig. Madame (über ihr Dienstmädchen schimpfend): „Denken Sie nur, die boshafte Person; diese Woche haben wir schon zweimal Austern gehabt . . . und sie hat's nirgendwo in der Nachbarschaft erzählt!“

Guter Rat. Frau (ihrem Manne, der eine Ballonfahrt mitmacht, nachrufend): „Und wenn der Ballon platzen sollte, Karl, dann vergiß nicht, Dich an der Gondel festzuhalten.“

Joseph II. Im Jahre 1785 hatte man Ursache, in Galizien eine große Hungersnot und ansteckende Krankheiten zu befürchten. Kaiser Josef erfuhr das des Abends spät; von diesem Augenblicke an war nun sein Denken und Trachten auf Gegenmittel gerichtet. Am folgenden Morgen wurden in der Kabinetts-Kanzlei sechs Bogen mit Angabe aller möglichen Hilfsmittel und der dazu dienlichen Personen, von des Monarchen eigener Handschrift abgegeben, woran er die ganze Nacht gearbeitet hatte. St.

Künstler und Sohn. Das populärste Bild auf der Kunstausstellung zu Paris im Jahre 1857 war „Das Verlassen des Maskenballes“ von Gérome. Ein Bilderhändler in London kaufte es zu sehr hohem Preise. Der Künstler war nun plötzlich reich geworden und wußte anfangs nicht, was er mit dem Gelde anfangen sollte, respektive ob er sich dafür Wertpapiere oder ein Haus kaufen solle. Man riet ihm letzteres. „Ein Haus, ja das ist es, was ich kaufen will. Aber das Haus, das ich kaufen will, liegt eine Viertelmeile von Paris entfernt. Mein Vater geht jeden Tag an demselben vorüber und sagt jedesmal: ‚Da seine Tage verleben zu können, welch ein Glück wäre das!‘ Ich werde seinen Wunsch erfüllen.“ Der Künstler kaufte das Haus, dann führte er den Greis spazieren, ohne ihm etwas davon zu sagen. Als sie an die gewisse Stelle kamen, fing der Vater an: „Da seine Tage verleben zu können, welch ein Glück wäre das!“ — Da unterbrach ihn der Sohn schnell und sagte: „Das ist es fortan, denn es gehört Ihnen!“ — Der Greis fiel dem Sohne um den Hals und weinte Freudenthränen. St.

Magischer Ring.

Auf das Wort „Erna“ sollen 15 zweisilbige Wörter folgen, deren zweite Silbe zugleich erste Silbe des folgenden Wortes ist. z. B. Lea, Adel, Delle. Die zweite Silbe des Endwortes muß gleich der ersten Silbe des Wortes am Anfang sein.

Logogriph.

Mit **h** streb' ich zur Donau hinauf:
Mit **k** zur Nordsee geht mein Lauf.
Johannes Hespe.

Charade.

Das Erste verletzet durch spitzigen Zweig,
Das Andere pranget im Garten.
Das Ganze blüht schlicht in des Ersten Bereich,
Und zählt zu des Anderen Arten.
Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

G
C a p
V e r d i
C a r d i f f
W o r c e s t e r
I m m e n d i n g e n
F e l d m a r s c h a l l
H o c h s a v o y e n
A d e l g u n d e
O s b o r n e
S e n s e
L e e
r

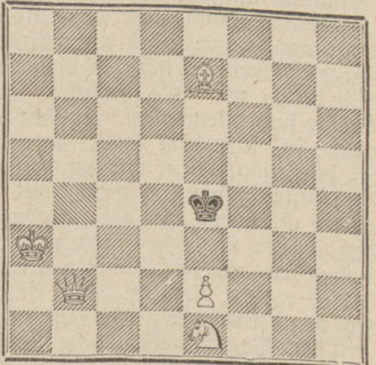
Gardedragoner.

Problem Nr. 208.

Von A. Abela.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1



A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel: Glaube, Laube. — Logogriph: Sessel, Fessel, Nessel, Kessel; — Bilderrätsel: Besser durch Schaden klug werden, als durch Schande. — Homonym: Attila.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.